

6.1 Analytische Beschreibung – Biografische Gesamtformung Frau H.

Einführung

Im Jahre 1929 wird Frau H. in Prostejov (dt.: Proßnitz) in der Tschechoslowakei geboren. Als Tochter einer christlichen Österreicherin und eines jüdischen Schlesiens erfährt sie früh eine Erziehung, die hohe Erfolgs- und berufsbiografische Aufstiegschancen ermöglichen soll. Das materiell vorzüglich ausgestattete Elternhaus ermöglicht die Anstellung eines Kindermädchens, das ihre fehlenden tschechischen Sprachkenntnisse auszugleichen versuchen soll, da sie muttersprachlich deutsch aufwächst. Der Vater forciert diese Bemühungen um das Verbessern der tschechischen Sprachkenntnisse seiner Tochter. Die Identifizierung des Vaters als tschechischer „Patriot“ entsprechen dem aufstiegsorientierten Milieu und seinen umfangreichen Bemühungen um seine Assimilation in die christliche soziale Welt. Der „Vielvölkerstaat“ der Tschechoslowakei spiegelt sich im Sozialisationsmilieu von Frau H. wider. Der Vater erscheint zunächst als dominantes Familienoberhaupt, der mit seiner bürgerlichen berufsbiografischen Aufstiegsorientierung das Handlungsschema „Warenhausbesitzer“ realisiert und scheinbar die Orientierungen in der Familien vorgibt und formt. Im Gegensatz dazu erscheint die musisch begabte Mutter mit ihrer „kleinen Karriere“ als Sängerin, die vielmehr „zu Hause gesungen“ hat, mit ihren berufsbiografischen Handlungsoptionen eher marginal. Im deutschsprachig dominierten Milieu der Kaufleute in der „Handelskammer“, in der ihr Vater in „verschiedenen Gremien“ tätig war, fällt die Entscheidung, dass seine Tochter eine tschechischsprachige Schule besucht, auf Missbilligung. Der Vater setzt sich somit handlungssouverän von der deutschsprachigen Mutter ab und bekennt sich zudem zur tschechoslowakischen Republik. Die Tochter gerät als Betroffene dieser Entscheidung ungefragt in einen gesellschaftlichen Dissens des väterlichen sozialen Umfelds, der sich zunächst an der sprachlichen Orientierung des jeweiligen Milieus offenbart. Das Orientierungsschema der „schönen Kindheit“ bleibt quasi als Reminiszenz an das Leben vor der Verfolgung in der Erfahrungsaufschichtung zeitlich identifizierbar und beschreibt jene Lebensphase von Frau H., die vor Beginn einer ersten Verlaufskurvendynamik existiert. Als wesentliches Identitätsschema vor der

biografischen Destabilisierung gerinnt die Melange aus einem patriotischen jüdischen Vater, der als Warenhausbesitzer seine aufstiegsorientierten Handlungsschemata der Tochter auferlegt und einer musisch begabten, jedoch in der Ausübung ihrer Profession als Sängerin wenig erfolgreichen Mutter, zu einem Gegensatz hinsichtlich der dominanten Prozessstruktur des Erleidens, die mit dem familienbiografisch relevanten Wendejahr 1938 die bisherige familiäre Handlungsorientierung zerstört.

Verdrängung und berufliche Karriere

Damit wird auch die Delegation des innerfamiliären Aufstiegsschemas der Eltern und hier insbesondere des Vaters als generationenübergreifender Familienauftrag oder Familienprojekt zunächst verhindert. Die Anpassungsorientierung der Autobiografin in der späteren Tschechoslowakei greift dieses Aufstiegsschema wieder auf. Als Handlungsmotivation für ihre berufliche Karriere und ihren entsprechenden Erfolg erscheint die Erfüllung des Familienauftrages als ständige Kompensationsbemühung die Handlungsorientierung signifikant zu bestimmen. Dabei ergibt sich scheinbar kein Widerspruch aus den erlernten Verhaltenskodizes, welche die Autobiografin in den vier großen gesellschaftlichen Räumen erfahren hat und den individuellen Handlungsrealisierungen, die angeblich mit den Handlungswünschen, aber oberflächlich betrachtet keineswegs mit den Handlungsoptionen in Einklang stehen. Das Schema ihrer Verdrängung der erfahrenen Erleidensprozesse im Konzentrationslager und die Abstrahierung und Reduzierung Theresienstadts als Ort, der vordergründig keinen negativen biografisch-relevanten Einfluss auf sie hatte, wird sogar in das Gegenteil verkehrt, indem sie einen biografisch-relevanten Gewinn aus und durch Theresienstadt für sich reklamiert, um den sie sogar „benedet“ wird und der die Anpassung an das kommunistische Regime der späteren Tschechoslowakei erleichtert hat. Dabei abstrahiert sie in besonderem Maße den Hintergrund des Konzentrationslagers als Höhepunkt der Einschränkung von Autonomie und der Realisierung von Handlungswünschen. Im Rahmen ihrer Anpassungsverlaufskurve in Theresienstadt relativiert sich jene Stigmatisierung als Jüdin, die sie noch in ihrer Heimatstadt Prag erfahren

musste. Der mit den ständigen, den sozialen Handlungs- und Bewegungsspielraum einengenden Beschränkungen durch die nationalsozialistische Politik, folgt mit Theresienstadt zunächst der Höhepunkt der Einschränkung der individuellen (Handlungs-)Freiheit. Dabei verschieben sich bei der Autobiografin jedoch in erheblichen Maße die bisherigen Bewertungsgrundlagen und Maßstäbe, welche die Begriffe Freiheit, Autonomie und Individualität aus dem sozialen Kontext herauslösen und in einer innerpsychischen reduzierten Variante die Dualität von Theresienstadt symbolisiert. Zum einen vermag sie in der erlebten Geschichte und insbesondere in der erzählten Geschichte die wahre Bestimmung Theresienstadts zu verdrängen und sich eben dort und in der Erzählung sehr stark auf das Leben im Kinderheim, auf die Oper Brundibar und nicht zuletzt auch auf ihren angeblichen privilegierten Status als „Mischling“ zu fokussieren. Diese Strategie kann sowohl als Anpassungs- als auch als Überlebensstrategie des jungen Mädchens betrachtet werden. In ihrer Bilanzierung erscheint das Überleben des Holocaust und nicht nur das schadlose Durchhalten in der Tschechoslowakei, sondern auch die beachtliche berufliche Karriere in jedweder Hinsicht einen Übergang von einer negativen Verlaufskurvenentwicklung während des Holocaust zu einer Anpassungsverlaufskurve im kommunistischen Regime der Tschechoslowakei wie ein zweifaches „Überleben“, durch das sie letztendlich den Familienauftrag mit dem Handlungsschema „Erfolg“ erfüllen konnte. Dabei bot die tschechoslowakische Staatsdoktrin eine gute Grundlage für das Verdrängen der eigenen Erleidensgeschichte im Holocaust, denn die Verfolgung der Juden bildete in deren Verständnis lediglich eine Randnotiz oder zumindest nicht mehr als die Darstellung der „faschistischen Verbrechen“. Dabei wurde absichtlich die Verfolgung von „Arbeitern“, „Kommunisten“ und „Antifaschisten“ als Grundlage des Selbstverständnisses der kommunistischen Tschechoslowakei verklärt und instrumentalisiert. In diesem Spektrum konnte die Autobiografin durch Verdrängung und Ausblendung der traumatisch erfahrenen und biografisch relevanten Ereignisse aus der Zeit der nationalsozialistischen Verfolgung mit Hilfe der erlernten Fokussierung auf die im vorgegebenen sozialen Rahmen – sowohl derjenigen in Theresienstadt als auch in der kommunistischen

Tschechoslowakei – mögliche Handlungsrealisierungen vollziehen und dementsprechend die Handlungswünsche dahingehend reduzieren, so dass das Empfinden eines Verlustes von Autonomie und individueller Freiheit – zumindest vordergründig – nicht handlungsrelevant erscheint. Diese strategische Rahmung als Eingrenzung des sozialen Handlungsraumes und seines entsprechend reduzierten Entfaltungshorizontes bildet die Grundlage für das funktional-pragmatische Verständnis von Frau H., das als Lernergebnis verfolgungsbedingter Erfahrung der Begrenzung von Autonomie als lebenslanges Handlungskonzept relevant ist. Die Anpassungsverlaufskurve konnte erst mit dem Ende des kommunistischen Regimes in den Jahren 1989/1990 ihre Dominanz verlieren. Damit schloss sich eine späte weitere Karriere an, die während der Zeit des Kommunismus für sie nicht hätte realisiert werden können. Als Direktorin des Prager Nationaltheaters nahm sie sprichwörtlich die Krone des Theaterschaffens und der Musik in Prag entgegen. Das, was in ihrem Elternhaus mit der Mutter als Vorbild begann und über ihre Teilnahme an der Oper Brundibar bis hin zur Direktorin des Nationaltheaters reicht, wird von Frau H. als berufliche Realisierung nicht „trotz, sondern wegen Theresienstadt“ eigentheoretisch kommentiert und somit bleibt in ihrer Bilanz eine ständige Abwehr ihrer Erleidensgeschichte zu vernehmen und dadurch das Verlaufskurvenschema latent aktiv, denn die Verlaufskurvenentwicklung wäre erst ohne den Abwehrkampf gegen die Demütigung und Verfolgung durch die Nationalsozialisten und durch eine enttraumatisierende Beschäftigung mit ihrer Erleidensgeschichte beendet. Dadurch würde auch die Abwehr ihres Opfer-Status' obsolet und ebenso die identitätsstiftende fortwährende Bestätigung ihres Selbstbildes als erfolgreiche Musikwissenschaftlerin durch sie selbst sowie das laufende Relativeren-Müssen, dass sie „nicht weitergegangen ist“, also ihre Befreiung in Theresienstadt erleben durfte und nicht in eines der Vernichtungslager im Osten deportiert wurde.

Schule und Bildung

Die Schulkarriere von Frau H. und ihre Darstellung in der Erzählung folgt dem Muster nach dem Wunsch einer lückenlosen und qualifizierten

Schulbildung. Auf Wunsch des Vaters besucht Frau H. eine tschechischsprachige Schule in Prag, damit sie neben ihrer Muttersprache Deutsch die zweite wichtige Sprache in der Tschechoslowakei erlernen möge. Die hohe Bedeutung von Wissen und insbesondere einer humanistischen Bildung, die durch die Eltern forciert wird, bleibt der Autobiografin als lebenslanges Vermächtnis und oft auch als Bürde erhalten, deren Schema sie jedoch in jeder ihrer Lebensphasen erfolgreich einlöst und was ihr letztlich auch zum Gelingen ihrer beruflichen Karriere gereicht. Nach dem Verbot des Schulbesuchs für Juden und „Mischlinge“ im Jahre 1938 und nachdem sie von Mitschülern ausgegrenzt und „angerempelt“ worden war, wurde durch einige jüdische Eltern ein privater „illegaler“ Schulunterricht in deren Wohnungen organisiert. Sie erlebt dabei die Fürsorge ihrer Eltern und ihre Bedeutung als Personen, die sie beschützen. Dabei verstärkt sich die Abgrenzung zwischen der sozialen äußeren Erfahrungswelt und der familiären als auch benachbarten Welt der anderen jüdischen Familien. Als letzten Lichtblick aus der sozialen Welt des „Außen“ hinsichtlich ihres moralischen Verständnisses und als Erfahrung als Individuum und gleichberechtigte Persönlichkeit verstanden zu werden, mag die Beschützung durch die Lehrer auf ihrer letzten regulären Schule gelten, die sich gegen die körperliche Bedrohung durch ihre Mitschüler ausgesprochen haben und derart ihre Solidarität mit der Autobiografin aufgezeigt haben. Dass die Lehrer dennoch das Schulverbot nicht verhindern konnten, wird von ihr nicht in der Verantwortung der Lehrer erinnert und bleibt hinsichtlich der eindeutigen Parteinahme für sie im Schatten ihrer Erinnerungen.

Durch den privat initiierten Unterricht sollten die Kinder sowohl Schulstoff lernen als auch begreifen lernen, dass sie nicht aufgeben und dass sie sich durch die Fürsorge ihrer Eltern sich geschützt fühlen sollen. Die Autobiografin lernt, dass sie sich selbst behaupten muss, zunächst noch in der Obhut der elterlichen Fürsorge, und begreift Bildung als etwas lebensnotwendiges, das allen Umständen zum Trotz einen wichtigen Bestandteil des Daseins und der Würde eines Menschen darstellt. Gleichzeitig erlebt sie Schule eben auch als einen Ort der Ausgrenzung und Stigmatisierung. Noch vor dem Schulverbot hatte sie die Aufnahmeprüfung für das Gymnasium bestanden, das sie aus „Rassegründen“ dann doch nicht

besuchen durfte, wie es der ablehnende Bescheid der Schulbehörde ausweist. Hingegen konnte sie in der Notgemeinschaft in Theresienstadt eine Erfahrung machen, die sie in der autobiografischen Erzählung als Glücksfall ihrer (Leidens-)Geschichte (um-)deutet. So konnte die Autobiografin nach ihrer Befreiung den Schulabschluss nachholen und das Handlungsschema des Familienauftrages wieder aufnehmen. Doch war der Faden ihrer Schulkarriere – gemäß ihrer biografisch-relevanten erinnerten Erfahrungsaufschichtung – auch in Theresienstadt nicht durchgerissen. Im Rahmen ihrer auf den Nicht-Opfer-Status fokussierten Erzählweise bedeutet für sie der Schulunterricht in Theresienstadt und auch die Teilnahme als Sängerin in der Oper *Brundibar* die Fortsetzung des ehemaligen Schulunterrichts mit lediglich anderen Mitteln. Ihre Betonung des hohen Bildungsgrades zahlreicher Theresienstädter Häftlinge funktioniert als Übertragung auf das Milieu, dem sie sich innerhalb der erzählten Lebensgeschichte angehörig fühlt und dessen Wertschätzung für humanistisch orientierte Bildung ihr eine hohe Identifikationsmöglichkeit ermöglicht. Die Realisierungsmöglichkeiten hinsichtlich des Aufbaus einer komplexen und möglichst wirklichkeitsgetreuen Illusion einer normalen schulischen Laufbahn wurden in Theresienstadt durch die Fürsorge der Betreuerinnen in den Kinderheimzimmern und durch die zahlreichen Vorträge und Lesungen von Häftlingen ermöglicht. Nach ihren Erlebnissen auf der ehemaligen regulären Schule erscheinen ihr die Bildungsmöglichkeiten in Theresienstadt geradezu ideal, zumal sie im Kreise der Häftlinge keinerlei Schikanen ausgesetzt ist, wie sie diese durch ihre ehemaligen Mitschüler erleiden musste. Mit dem Unterricht in Theresienstadt war es ihr möglich, das Familienprojekt „Bildung und Karriere“ als Umdeutungsprojekt von der bedrohlichen Realität des Konzentrationslagers und der alltäglichen Angst um ihr (Über-)Leben fortzusetzen. Durch diese Überlebensstrategie, die sich als handlungsorientierender „Urglaube“ der Autobiografin in ihrer Erfahrungsaufschichtung abgelegt hat, erscheint ihre scheinbar bildungsintensive Lernphase in Theresienstadt als eine kontinuierlich referierte und biografisch-relevante Zäsur, durch die das Familienprojekt nur vermeintlich unterbrochen wurde. Als Identitätsprojekt deutet die Autobiografin den Lernort Theresienstadt als ihre individuelle

Befreiung aus den konventionellen Bildungswegen, der ihr – sozusagen als „harte Schule“ – angeblich einen Vorteil gegenüber den Kindern und Jugendlichen, die nicht in Theresienstadt waren, verschafft hat. Innerhalb ihrer erinnerten Erfahrungsaufschichtung gelingt es der Autobiografin, den Kontext der Bedrohung in Theresienstadt auf eine erst im Nachhinein konstruierte Wirklichkeit einer erfolgreichen Bildungs- und Berufskarriere zu fokussieren und somit eine Form der Verdrängung und Umdeutung ihrer Erleidensgeschichte zu etablieren, die den Status als Opfer des Holocaust nicht nur zu negieren versucht, sondern die eine Sozialisation ermöglichte, um die sie eben „beneidet“ wird. Dieses Selbstbild entwickelte sich einerseits durch das Bemühen, das Familienprojekt weiter zu verfolgen und andererseits durch die Reaktionen der Personen in ihrer Umwelt, die sie als autonome und erfolgreiche Persönlichkeit kennen und schätzen gelernt haben und ihr Respekt und Bewunderung entgegenbringen, wenn sie über ihre Verfolgungsgeschichte Kenntnis gewinnen. Infolgedessen bleibt in der Identitätsentfaltung der Autobiografin abgelegt, dass sie nicht trotz, sondern wegen ihrer Erlebnisse und der daraus resultierenden Erfahrungen und Wirklichkeitskonstruktionen – insbesondere in Theresienstadt – einen biografischen Gewinn, zumindest hinsichtlich ihrer Berufs- und Bildungskarriere, erzielen konnte. Die Tatsache, dass sie nach ihrer Befreiung in das ehemalige Familiengefüge zurück konnte, was sonst kaum einem Konzentrationslagerinsassen möglich war, ermöglichte einen bequemen erneuten Einstieg in die regulären Bildungsinstitutionen als den befreiten Kindern und Jugendlichen, die als Waisen oder als „displaced persons“ einer ungewissen Zukunft entgegen gingen. Dabei war vor allem, neben dem Überleben als solches, die Erfahrung in Theresienstadt prägend, dass sie als Gleiche unter Gleichen, d.h. als Diskreditierte und Stigmatisierte unter ebensolchen Personen und eben nicht als Sonderling und Ausgegrenzte, galt, sondern ausgerechnet im Konzentrationslager die Erfahrung machen konnte, dass sie eine gleichberechtigte und geschätzte Persönlichkeit ist. Diese Logik resultiert einerseits aus den sekundären Anpassungsmechanismen, die das kollektive Geschehen in Theresienstadt geprägt haben und andererseits durch die engen sozialen zwischenmenschlichen Beziehungsgeflechte, die über herkömmliche

Beziehungen in Freiheit erhaben waren, da sie scheinbar alle sozialen, religiösen, beruflichen, politischen und bildungsrelevanten Schranken relativierten und als Notgemeinschaft auch ihre funktionale Bedeutung entfalten konnte. Im Umkehrung der Sachlogik der Funktion eines Konzentrationslagers, so wie es sich die Nationalsozialisten für Theresienstadt erdacht hatten, wurde durch die Insassen eine Illusion von Freiheit aufrecht erhalten, der für die Überlebenden nach ihrer Befreiung und für die spätere Biografie handlungsorientierende und handlungsrealisierende Bedeutung zukommt.

Die Autobiografin besucht nach ihrer Befreiung und der Wiedereingliederung in das Familiengefüge die vierte Schulklasse erneut und erfährt eben jenen Unterschied zwischen sich und ihren Mitschülern, der ihre moralische Entwicklung und die Bedeutungszuschreibungen zu den „Dingen“ im Blumer'schen Verständnis verändert zu haben scheint. Es hat eine Veränderung ihrer Wirklichkeitszuschreibungen stattgefunden, ohne jedoch reflektieren zu können, welche Orientierungsmuster dem zugrunde liegen. Die Erfahrungskontexte zwischen ihr und ihren Mitschülern differieren dabei nicht primär hinsichtlich der äußeren Wirklichkeit von Wissen und Lernerfolg, sondern insbesondere aus ihrer traumatischen Erfahrung von Verfolgung und Konzentrationslager, die sie in ihren Bemühungen zur Relativierung mit dem biografischen Schema Nicht-Opfer-Sein umzudeuten versucht. Dabei bleiben jedoch in der Erfahrungsaufschichtung diese traumatischen Erfahrungen nicht ohne Einfluss auf ihre Deutungen der Umwelt, in der sie den „Dingen“ Bedeutungen beimisst, die eben nicht von ihren Verdrängungs- und Relativierungsbemühungen zurückgewiesen werden können. Hinsichtlich der Erfahrungsdifferenz fühlt sich die Autobiografin gegenüber ihren Mitschülern während ihres Schulbesuchs nach ihrer Befreiung „reifer“ und „weiter“ („ganz aus der Reihe“), und diese daraus resultierende Fremdheit („ich hatte eine andere Welt in mir“) bleibt als höhere Erfahrungskategorie und somit als eine höhere Lebensbewältigungskompetenz abgelegt, da sie eine Differenz in den kollektiv-alltäglichen Bedeutungszuschreibungen zwischen ihr und ihren Mitschülern zu erkennen vermag und demzufolge ihre soziale Verortung jenseits der bisherigen handlungsleitenden Werte und Maßstäbe vollzieht. Das Unverständnis der Autobiografin gegenüber der Mitschülerin, die

aufgrund einer schlechten Noten zu weinen beginnt, verweist auf der Darstellungsebene auf den Wunsch als Person wahrgenommen zu werden, die sich den Maßstäben der „Nichtopfer“ des Holocaust entzieht. Gleichsam bleibt in der Erfahrungsaufschichtung durchaus diese Fremdheit zwischen der Wirklichkeit ihrer Mitschülerin und ihr als Bedeutungskategorie für ihren Identitätskonflikt bezeichnend. Sie befindet sich in einem Dilemma, das sie einerseits als durch ihre Erfahrungen in Theresienstadt als Opfer des Holocaust identifiziert und andererseits ist sie bemüht, entsprechend des Grades dieser Identifikation diese Identität zu verdrängen oder gar zu verleugnen. Die Relativierung ihres Opferstatus, d.h. das Bemühen um die Verringerung der Bedeutung ihres Erleidens im Holocaust hinsichtlich ihrer Gesamtbiografie, scheint ihr notwendig, da sie die negativen Folgeverlaufskurven nach ihrer Befreiung und das Bemühen, diese abzuschwächen, bereits im Identifikationsspiegel als Opfer interpretiert und diese nicht mit dem gewünschten Selbstbild als „Nicht-Opfer“ in Einklang zu bringen sind. Aufgrund ihres Wunsches nach „Normalität“, d.h. eines biografischen Handlungskontextes, der nicht von ihrer Verfolgungszeit beeinflusst ist, zwingt sie zu komplexen Umdeutungsbemühungen ihrer zunächst fragmentierten resp. unterbrochenen Bildungskarriere. D.h., dass trotz des Verlustes der Freiheit im Konzentrationslager sich für sie dennoch Handlungsoptionen eröffneten, die das Scheitern des Familienprojektes zu verhindern vermochten. Da sie ihre Verfolgungszeit nicht als nicht biografisch-relevant leugnen kann oder gar als nicht real negieren kann, können nur deren Auswirkungen als Grundlage eigentheoretischer Kommentare und selbstevaluativer Interpretationen entfaltet werden. Die Autobiografin bleibt in dieser Wirklichkeitskonstruktion zum einen als „Profiteurin“ des Theresienstädter „Bildungssystems“ und dessen Humanismus identifiziert und zum anderen reklamiert sie für sich das erfolgreiche Vollenden des Familienprojektes, das sie bis zur Direktion des Prager Nationaltheaters geführt hat und durch welches sie sich vollständig von ihrer Verfolgung und ihrer Deportation nach Theresienstadt rehabilitiert fühlt. Gleichzeitig ist das Bemühen, als „Nicht-Opfer“ identifiziert zu werden, dahingehend gescheitert, dass ihre Motivation eben aus der Erfahrung des Opferseins geschöpft wurde und weiterhin wird. Das Balancieren innerhalb

dieses Bedingungsgeflechtes ihres Identitätsdilemmas war und bleibt eine lebenslange biografische Aufgabe der Autobiografin – entziehen kann sie sich dieser Aufgabe nicht.

Kinderheim in Theresienstadt

Die scheinbare Leichtigkeit, mit der die Autobiografin das Projekt „Pfadfinderschaft“ zu realisieren versucht, orientiert sich darstellungslogisch an der Identität, welche die Zuschreibung als Opfer des Holocaust zu relativieren versucht. In der erzählerischen Darstellung schmückt sie durch die Veränderung der Verfolgungsrealität ihre Wirklichkeit mit einer romantisierenden Pfadfinderillustration aus. Die scheinbar bis zum Tag der Deportation nicht realisierten Handlungswünsche glaubt sie durch das Bild des Rucksacks, der Abenteuer und Autonomie symbolisiert, verwirklichen zu können. Durch den Wunsch nach mehr individueller Handlungsautonomie wird der Familienauftrag von der Autobiografin unbewusst in Frage gestellt und entsprechend des Grades ihres Ausbruchversuches aus der familiären Routine und der damit einhergehenden an sie gestellten Erwartungen, wird der Grad des Verlangens nach Selbstständigkeit offensichtlich. Dieses Projekt scheint für die Autobiografin zunächst durch die Illusion und Verdrängung der Rahmung, die durch Theresienstadt vorgegeben ist, ausführbar zu sein. Die positive Konnotation Theresienstadts und insbesondere der Bildungsbemühungen und speziell der Erziehung im Kinderheim entspricht der Bemühung der Autobiografin, das biografische Ereignis und die damit verbundenen Erfahrungen und Traumatisierungen ungeschehen zu machen oder zumindest ihre Auswirkungen für das weitere biografische Projekt „Karriere“ nutzbar zu machen. Der Wunsch nach einem unbeschädigten Leben wird hier somit trotz und nicht wegen des Holocaust anzuzeigen versucht. Dabei wird immer mehr deutlich, dass es die Mutter ist, die sich die Autobiografin zum Vorbild nimmt. Sie möchte so stark sein wie die Mutter. Zu der Zeit erscheint ihr der Vater niedergeschlagen. Es wird offensichtlich, dass dennoch das Familienprojekt maßgeblich vom Vater geprägt ist. Seine ehemals wirtschaftliche und organisatorische Stärke und seine bildungsbürgerlichen Ansprüche an sie und an seine Familie bleiben

für die Autobiografin eine biografisch-relevante Orientierungsfolie. Andererseits folgt sie der Mutter hinsichtlich der inneren Ausgestaltung ihrer beruflichen Karriere. Es ist die Musik, der sie sich verschreibt. Und diese beiden Aspekte ihrer Erziehung, die Kunst und das Karrierebewusstsein, finden ihre Anknüpfungspunkte im Kinderheim in Theresienstadt. Das scheinbar paradoxe, nicht mit herkömmlichen Werten und Vorstellungen von Bildung und Erziehung in Einklang zu bringende Erfahren des Alltags in Theresienstadt, welcher sich zwischen Tod, Angst und Kulturschaffen bewegt, wird von der jugendlichen Autobiografin „anders“ erlebt als von den erwachsenen Insassen und dementsprechend werden die Bedeutungen der „Dinge“ in Theresienstadt unterschiedlich interpretiert. Die Autobiografin lernt, sich von äußeren Realitäten und von jenen „Dingen“, die von ihr eine negative Bedeutung zugewiesen bekommen haben, dahingehend zu distanzieren, als sie für die sekundären Anpassungsmechanismen im Konzentrationslager eine funktionale Überlebensfunktion haben. Dabei werden wesentliche Lebenserfahrungen, wie z.B. das Familienleben, der Schulbesuch oder die Freizeitbeschäftigungen, auf Fragmente von Erinnerung reduziert. Gleichzeitig werden Kompensationserfahrungen realisiert, die diesen Fragmenten ähneln. Der Versuch eines inneren Ausbruchs aus der äußeren und inneren Realität des Konzentrationslagers bleibt dabei eine Illusion – die Maßstäbe der sekundären Anpassung orientieren sich nicht an der erlebten und erfahrenen Lebensphase vor der Verfolgung, sondern an der Wirklichkeitsdeutung ihrer Erlebnisse (die zu Erfahrungen generieren) seit der Verfolgung sowie am Alltag in Theresienstadt. Dabei werden die wenigen signifikanten Anderen, zunächst die Eltern im fernen, für sie unerreichbaren Prag, und dann die Mädchen aus ihrem Kinderheimzimmer, dem „Kollektiv“, das auf der erzählten Darstellungsebene für die Autobiografin zu einer „Schule des Lebens“ wird, die es ihr ermöglichen sollte, die „Dinge“ der Welt in „wichtig“ und „unwichtig“ unterscheiden zu können. Der Alltag im Kinderheim verlief so, wie sie sich zunächst – in der Ausblendung der äußeren Realität – das abenteuerliche Pfadfinderleben vorzustellen vermag. Dennoch blieb die wahre Funktion des Konzentrationslagers auch ihr nicht verborgen, so sehr sich die Betreuer auch darum bemühten, sie davor zu beschützen. Die Autobiografin wurde

Zeugin massenhaftem anonymen Sterbens, von Hunger, Krankheit und ständiger psychischer Kränkung, von Demütigung und Entpersonalisierung. Ihre Abwehrbemühungen dieser Realität gegenüber korrelieren mit den Anpassungsbestrebungen hinsichtlich ihrer, diesem Makrokosmos angrenzenden, Wirklichkeit, die sie in einer lebenslangen Orientierungsfolie als eine Zeit von Privilegien und hoher Moralität abgelegt hat. Sie beschreibt sich einerseits als ein verwöhntes Einzelkind und bezeichnet das Kollektiv im Kinderheim als biografischen Gewinn, durch den sie die „wirklichen Dinge“ des Lebens zu verstehen glaubt(e). Dennoch nimmt sie eine Differenzierung vor. Als sogenannter Mischling sei sie in Theresienstadt dahingehend privilegiert gewesen, so dass sie vor den Weitertransporten geschützt blieb. Als Kind sei sie darüber hinaus privilegiert gewesen, indem sie höhere Essensrationen zugewiesen bekam. Daneben bekam sie Lebensmittelpakete von ihren Eltern zugeschickt. Sozusagen als Krönung dieser Differenzierung zwischen dem Selbst und den Anderen, der Privilegierten und den Hilflosen, schließt sie sich einer Jugendgruppe in Theresienstadt an, die es sich zur Aufgabe gemacht hat, älteren Menschen bei den Vorbereitungen ihres Transport zu helfen und ihnen den Abschied dabei einigermaßen erträglich zu gestalten. Innerhalb dieses Konglomerats an scheinbaren und wirklichen positiven Strukturen und Deutungen entwickelt die Autobiografin ein Verständnis von sekundärer Individualität innerhalb einer Zwangsgemeinschaft. Da autonomes Handeln in Theresienstadt nicht möglich ist, bedarf es für sie einer Abwägung zwischen funktionalem Nutzen zur Erfüllung ihrer Bedürfnisse und Interessen und einem Gefühl von Geborgenheit und Sicherheit. Man kann dies als eine Umdeutung von Theresienstadt innerhalb Theresienstadts bezeichnen. Die Bedeutung einer höheren Essensration ist im Kontext lebensbedrohlicher Lebensmittelknappheit im Konzentrationslager ein überlebenswichtiges Privileg – aber eben nicht im Wertekontext ihres vorherigen Lebens in der elterlichen Geborgenheit. Gleichzeitig werden zuvor unbekannte, andere Kinder aus dem Theresienstädter Kinderheim zu signifikanten Anderen, die durchaus die Bedeutung der Eltern einzunehmen vermögen. Die äußere Realität bleibt – allen Ausblendungsversuchen zum Trotz – die maßgebliche Konstruktionsfolie sowohl der sekundären Anpassungsbemühungen als auch

der Notwendigkeit zur Verdrängung der Konzentrationslagerrealität. Die Schaffung einer Deutungsrealität, also einer persönlichen Wirklichkeit, obliegt der Individualität der Autobiografin und der Integrationsbemühungen von positiv erfahrenen Interaktionen, von Anpassungsbemühungen hinsichtlich der Eingrenzung individueller Handlungsrealisierungen und von Verdrängungsbemühungen bezüglich der Vermutungen oder der Gewissheit der Funktion des Konzentrationslagers sowie dem Gewährwerden der Tatsache als solche, sich überhaupt in Theresienstadt zu befinden. Man könnte somit von polarisierenden Interaktionen in sowohl die persönliche als auch die soziale Identität betreffende Kernbereiche der Identität der Autobiografin sprechen. Die Balanceleistung liegt nunmehr nicht nur allein in der Integration der Inhalte und Bedeutungen der inneren und äußeren Realität und ihrer individuellen Bedeutungszuschreibungen, sondern in ihrer Abwehr. Dabei liegt der Unterschied zu Interaktion in einer nicht repressiven Um- und Innenwelt nicht in der Schwierigkeit, unvereinbare Realitäten in die eigene Identität zu integrieren, sondern in ihrer Unmöglichkeit diese als integralen Bestandteil in eine Ich-Identität zu subsumieren. Die Schnittmenge zwischen Vereinbarkeit und Unvereinbarkeit innerer und äußerer Realitäten mit ihren individuellen Bedeutungen und Wirklichkeiten beschreibt somit das Ausmaß der Desidentifizierung der Autobiografin mit ihrem Selbst und der äußeren Realität. Dieses Identitätssubstrat, sozusagen die unveränderliche Kernidentität der Autobiografin zu einem spezifischen Zeitpunkt, bleibt innerhalb der Erzählung jenseits ihrer jeweiligen Darstellungsabsicht und der Erinnerungsablagerungen von Kontexten, die nicht in die Erzählung einfließen. Wesentlich ist die Betrachtung der Wirklichkeitsdeutung der Autobiografin, die für den gesamtbiografische Kontext relevant ist. Ihre Wirklichkeitsdeutungen des Kinderheims und ihre Verortung in dieser Konstruktion beschreiben zum einen den Grad der Unfreiheit, der sie ausgesetzt war und zum anderen den ausweglosen Kampf gegen diese physische und psychische Verletzung, die für sie letztlich in überlebenswichtigen Anpassungs- und Umdeutungsprozessen endete. Die Autobiografin erlernt in Theresienstadt eine Verhaltensstrategie, deren Muster sich in bestimmten Phasen ihres weiteren Lebens fortsetzt. Soviel sei vorweggenommen: Die Strategie der sekundären Anpassung vereinfachte ihr

auch das Leben in der kommunistischen Tschechoslowakei. Dass sie dabei die – scheinbare - politische Unbedeutsamkeit eines ihrer beruflichen Fächer, das der Oper, betont und damit darauf verweist, dass im Falle einer politischen Bedeutsamkeit ihres beruflichen Handelns sie sich mit dem Regime Ärger eingehandelt hätte, deutet auf eine Fortsetzung des Musters der beschränkten Handlungsoptionen in Theresienstadt mit der gleichzeitigen Glaubensgewissheit, dass das eigene Handeln zwar objektiv betrachtet eingeschränkt sein mag, jedoch dadurch keine Einschränkungen hinsichtlich der möglichen Realisierung der Handlungsoptionen verbunden sind. D.h., dass die Wirklichkeit dahingehend reduziert scheint, dass sich die Autobiografin ehemals keiner Handlungsrealisierung hinzugeben beabsichtigte, die in Theresienstadt oder im Leben in der kommunistischen Tschechoslowakei nicht möglich war. Diese Form der Ausblendung und Verdrängung individueller Bedürfnisse und Interessen sowie das Streben nach Autonomie ermöglichen der Autobiografin somit selbst in einer nahezu totalen Institution wie dem Konzentrationslager Theresienstadt eine Form der Vorstellung von wirklicher innerer Freiheit, die in einer Umgebung totaler Unfreiheit ideell realisiert, aber eben nicht gelebt werden kann. Der Reduzierung der Privatsphäre auf eine Schlafstelle, von einem Bett war in Theresienstadt gar nicht mehr die Rede, die mit Wanzen und Flöhen übersät war, aber die, solange man sie besaß, davor schützte, weitertransportiert zu werden, kam eine Bedeutung zu, durch die eine Wirklichkeit geschaffen wurde, die der Autobiografin nicht mangels sondern aufgrund eines Bewusstseins über die äußere Realität das Ausblenden und das Verdrängen erst ermöglicht(e).

Die Kinderoper Brundibar

Die Kinderoper Brundibar wurde in Theresienstadt 55 Mal aufgeführt und an allen Aufführungen hat die Autobiografin als aktives Ensemblemitglied auf der Bühne teilgenommen, wie es sonst kaum jemandem vergönnt war. Wie war das möglich? Voraussetzung dafür war, dass sie nicht weiter in eines der Vernichtungslager deportiert wurde. Der Grund dafür mag in ihrem Status als „Mischling“ liegen. Wichtiger ist hier jedoch, dass sich diese Tatsache des

Verbleibs in Theresienstadt bei der Autobiografin als besonderes Privileg gegenüber den sogenannten „Volljuden“ in der Erfahrungsaufschichtung abgelegt hat. Daneben vollführt das Singen im Chor der Oper eine Fortsetzung des Familienauftrages, nämlich dem der Mutter, die als Sängerin der Tochter Vorbild ist. Der Faden der Mutter, die als Sängerin nicht besonders erfolgreich scheint, wird über den Brundibar in Theresienstadt hinaus weitergesponnen. Als im Februar 1945 das von Theresienstadt nicht allzu weit entfernte Dresden bombardiert und in Schutt und Asche gelegt wird, herrscht darüber im Lager große Freude, denn damit rücken die Front und die mögliche Befreiung immer näher. Die im Bombenhagel von Dresden zerstörte Semper-Oper wird offiziell am 13. Februar 1985 wiedereröffnet – 40 Jahre nach ihrer Zerstörung und 40 Jahre nach der Befreiung der Autobiografin. Das besondere daran ist, dass sie an den Eröffnungsfeierlichkeiten als geladener Gast teilnimmt und zwar in ihrem Beruf als Musikwissenschaftlerin. Ihre Genugtuung erfüllt sich dabei in zweierlei Hinsicht: Zum einen erinnert sie die Wiedereröffnung des Opernhauses an ihre Hoffnung an jenem 13. Februar 1945 in Theresienstadt, dass ihre Befreiung bald bevorstehe – sie hat überlebt. Zum anderen hat sie in Erfüllung des Familienauftrages sowohl beruflichen Erfolg vorzuweisen als auch sich im künstlerisch-kulturellen Genre etabliert – sie hat „Karriere“ gemacht. Die Hoffnung, die im Text des Schlusschores der Oper Brundibar zum Ausdruck gebracht wird, generiert geradezu zu ihrem Lebensmotto („Wir werden siegen“, „gesungen bis die Fenster gezittert haben“). Die moralische Überlegenheit, die durch die Oper transportiert wird, das kollektive Erleben von Handeln in einem „geschützten“ Rahmen innerhalb des Konzentrationslagers und das Erfahren von der Möglichkeit, bestimmte äußere und innere Realitäten durch das Schaffen und (Er)Leben von konstruierten Wirklichkeiten auszublenken, versorgt die Autobiografin mit einem biografisch-relevanten Rüstzeug, das in ihrem späteren Leben eine Möglichkeit bot, gesellschaftliche Missstände und die Unfreiheit in der kommunistischen Tschechoslowakei zu ertragen, zu verdrängen und schließlich in ihr Leben zu integrieren. Dabei transportierte eben nicht nur der Inhalt der Oper eine andere Wirklichkeit, sondern die Aufführungen selbst, und daran alle an diese Beteiligten waren Teil einer anderen Wirklichkeit, die

sich einem nicht unvermittelt erschließt, wenn die Assoziationen über den Begriff „Konzentrationslager“ freigesetzt werden. Dabei scheint die Folie der Musik über das Trauma gelegt worden zu sein, dass bis zum Zeitpunkt des Interviews eine biografisch-relevante Bedeutung für die Autobiografin besitzt.

Postverkehr mit Theresienstadt

Die Tatsache, dass es möglich war, zensierte Postkarten aus Theresienstadt zu senden und Lebensmittelpakete in Theresienstadt zu empfangen war ein Aspekt der nationalsozialistischen Propaganda, für dessen Zwecke die Insassen auf perfide Weise instrumentalisiert wurden.¹ Für die Autobiografin bedeutete die Möglichkeit allerdings auch, sich zu vergewissern, dass die Eltern sich noch in Prag befinden und auch zu wissen, dass sich jemand um sie sorgt. Dabei ist sie auch hier wieder privilegiert, denn aufgrund der christlichen Mutter ist der Vater zunächst von einer Deportation verschont und somit dürfen die Eltern weiterhin in der eigenen Wohnung verbleiben. Aus diesem Grund ist es der Mutter möglich, ihrer Tochter Lebensmittelpakete nach Theresienstadt zu schicken. Dadurch verstärkt sich bei der Autobiografin das Bewusstsein, nicht ausnahmslos ein Teil der nationalsozialistischen Verfolgungsabsicht zu sein. Das ständige Bemühen um Relativierung ihres Status als Opfer findet auch hier eine signifikante Illustration. Gesteigert wird dieses identitätsrelevante Jonglieren mit nationalsozialistischen rassetheoretischen Begriffsungetümen („Mischling“, „Volljude“, „Geltungsjüdin“ etc.) und der Vorstellung über sich selbst als eine dadurch Privilegierte und dem damit verbundenen Zustandekommen der Paketsendungen von der Mutter an einige andere Insassen in Theresienstadt, die niemanden mehr hatten, der ihnen ein Lebensmittelpaket hätten zusenden können, weil die ganze Familie bereits deportiert worden war. Das Bemühen der Mutter, neben ihrer Tochter auch anderen Insassen zu helfen, verfestigt bei der Autobiografin das Bild der Mutter als „Motor“ der Familie, als jene Person, die in Zeiten der Not psychische Stabilität beweist und die für die Sicherheit darstellt, weiterhin ein Zuhause zu haben und eine Mutter, die sich aufopfert, damit es ihrer Tochter in Theresienstadt ein wenig

¹ Vgl. Bamberg 2001.

besser ergeht. Die Solidarität der Mutter möchte die Autobiografin nicht trüben, indem sie ihr ihre Einsamkeit und ihre Trauer mitteilt. So verfasst sie ihre Postkarten an die Eltern ohne ihre wirklichen Gefühle und schreibt ihnen lediglich über positive Erlebnisse – so weit das aufgrund der Realität in Theresienstadt und aufgrund der Zensurbestimmungen überhaupt möglich war.

Die „Verschönerungsaktion“ in Theresienstadt

Im Rahmen der Vorbereitungen für den Besuch der Delegation des Internationalen Roten Kreuzes, jener Farce, welche die verantwortlichen Nationalsozialisten zur Absolution ihrer Mördermaschinerie durchführten, wurden die Insassen in Theresienstadt für deren Propagandazwecke instrumentalisiert. Die Autobiografin macht sich zunächst über die Verschönerungsaktion lustig und drückt damit ihre Distanz zu den Geschehnissen und damit eine moralische Überlegenheit gegenüber den Nationalsozialisten aus. Ein ähnliches Bild von Distanz und Überlegenheit finden wir in ihren - wenn auch schmalen – Erzählungen über die Zeit der Tschechoslowakei bis zum Wendejahr 1989/90. Ihre politische Haltung zum tschechoslowakischen kommunistischen Regime ist anpassungsorientiert. Die Anekdote aus dem Kinderheim („Wir sind Kommunisten“, Zeile 1125 ff.) transportiert eine wirkliche oder darstellungsorientierte Naivität gegenüber politischen Begriffen und doch gleichzeitig eine überlegene und schemenhafte Wortspielerei, mit der sie sich von nationalsozialistischer Verfolgung und dem späteren so genannten real existierenden Sozialismus in der Tschechoslowakei gleichermaßen distanziert. Die hinsichtlich der Verfolgungszeit nachträglich empfundene Enttäuschung, Verwunderung und Wut über den Besuch der Kommission vom Internationalen Roten Kreuz generiert bei der Autobiografin zu einem generalisierten Misstrauen gegenüber öffentlichen Institutionen und Organisationen. Dementsprechend distanziert sie sich in der Tschechoslowakei von der Obrigkeitsideologie und deren Einrichtungen, da sie auf keinen Fall erneut als Subjekt für die Erfüllung der Belange anderer instrumentalisiert werden möchte. Gleichzeitig wendet sie aber der Tschechoslowakei auch nicht den Rücken, weil sie zur

Erfüllung des latenten Familienprojektes im Land bleiben muss. Auch hier werden entsprechend des Grades der Repressalien durch die kommunistischen Machthaber, die im Konzentrationslager erlernten Anpassungsdynamiken und die jeweiligen Anpassungsstrategien bei der Autobiografin aktiv, die letztlich das Weltverständnis in eine Außen- und in eine Innenwelt unterteilen. Der Verlust des Privaten in Theresienstadt referiert mit einem Rückzugswunsch in das Private in der Tschechoslowakei, das keineswegs mit ihrer Popularität in der musikwissenschaftlichen Öffentlichkeit im Widerspruch zu stehen scheint. Gerade in der Genugtuung, die ihr der berufliche Erfolg in ihrem Heimatland ermöglicht, das durch die deutschen Besatzer für sie auch zum beinahe todbringenden Gefängnis geworden war, und in ihrer Rolle als öffentliche Person, bestand für sie die Möglichkeit, das Private zu maskieren und zu pflegen. Dies bot sich darüber hinaus aus einem weiteren Grund geradezu an: Die entprivatisierende Ideologie diktatorischer Regime entwirft regelrecht eine private Gegenwelt, die von den Menschen eben als jene Innenwelt verstanden wird, die mit den obrigkeitssideologischen Entwürfen im Widerspruch zu stehen scheinen. Die Maskierung des Realen in Theresienstadt und die damit einhergehende Täuschung resp. das Sich-Täuschen-Lassen der Kommissionsmitglieder bleibt in der Erfahrungsaufschichtung der Autobiografin als eklatanter Eingriff in ihren gerechtigkeitsmoralischen Vorstellungen abgelegt, vor deren Wiederholung sie sich zukünftig schützen möchte und infolgedessen eine dabei wirkliche oder vermeintliche Entpolitisierung ihrer Person verfolgt und dabei konsequent die Trennung von Außen- und Innenwelt realisiert. Die Instrumentalisierung des Holocausts und insbesondere des Leides der jüdischen Opfer und deren Erfahrungen in der tschechoslowakischen Öffentlichkeit verfestigt den Marginalisierungswunsch ihrer Erlebnisse und der daraus geronnenen Erfahrungen aus dem Holocaust.

„Mischling“

Die biologisch-rassistische und antisemitische nationalsozialistische Sprachterminologie zur separierenden Kennzeichnung der vermeintlichen Zugehörigkeit zu einer Gruppierung, hier zur „jüdischen Rasse“, findet auch bei der Autobiografin ihre perfide Anwendung. Die Erkenntnis des Jahres 1938 („Ich bin Jüdin“) markiert den Wendepunkt in der Bedeutung ihrer Religion, die mehr und mehr in den Mittelpunkt ihrer weiteren Geschichte rücken sollte. Gleichermäßen markiert diese fokussierte Identitätszuschreibung, sowohl als individuelle Stigmatisierung wie auch als kollektive Diskreditierung missbraucht, den persönlichen Höhepunkt der Bedeutung ihrer Religion, die zuvor im jüdisch-liberalen bis nahezu säkularen Elternhaus und in der späteren religionsfeindlichen Tschechoslowakei keinen biografisch-relevanten Einfluss zu besitzen schien. Für die Zeit nach den Revolutionsjahren 1989 und 1990 wurde ihrer Religion dahingehend wieder mehr Aufmerksamkeit geschenkt, weil es nunmehr möglich war, einen offenen gesellschaftlichen Diskurs in der Tschechoslowakei zu führen und darüber hinaus auch in den westlichen Ländern den Austausch zu anderen Opfern des Holocaust zu suchen und zu pflegen.

Als Kind einer christlichen Mutter und eines jüdischen Vaters galt die Autobiografin als sogenannter „Mischling“ resp. als „Geltungsjüdin“. Der Versuch der Eltern, ihre Tochter durch die Taufe im Jahre 1939 vor den drohenden Repressalien zu schützen, scheiterte. Mit den fortschreitenden Deportationen aus Prag, die für die Bevölkerung allgegenwärtig und ersichtlich waren, rückte auch für die Autobiografin der Tag ihrer Deportation immer näher. Die groteske Situation, dass ihr Vater durch die christliche Religion ihrer Mutter zunächst vor einer Deportation geschützt blieb, sie selbst aber nicht zu schützen vermochte, bleibt möglicherweise in der Erinnerungsaufschichtung hinsichtlich ihres Vaters als negativer Faktor abgelegt. Schließlich sei sie durch seine Religion dazu verdammt worden, das Leiden der Familie auf sich zu nehmen zu müssen und dem Tode sehr nahe zu sein. Der Vater war bereits durch den Verlust seiner Schutzfunktion nicht mehr als Vorbild seiner Tochter bedeutsam und konnte auch nicht mehr mit den Aktivitäten seiner Ehefrau mithalten, denn er durfte sein Warenhaus nicht mehr betreiben und wurde zum Straßenkehrer degradiert. Die

Emigrationspläne scheitern und die Bemühungen der Mutter, ihre Tochter vor der drohenden Deportation zu schützen, misslingen. Als dann schließlich auch aus Theresienstadt die ersten „Mischlinge“ weiter in die Vernichtungslager deportiert werden, gerät die bisherige Konstruktion über ihren privilegierten Status als „Mischling“ ins Wanken. Sie geht nunmehr offensiv mit dieser Situation um und beschließt sich einer Gruppe von Jugendlichen anzuschließen, die im Rahmen der Abteilung „Jugendfürsorge“ der „Jüdischen Selbstverwaltung“ von Theresienstadt gegründet worden war und es sich zur Aufgabe gemacht hatte, Alten und Gebrechlichen, die den Befehl zum Weitertransport bekommen hatten, den Abschied zu erleichtern und ihnen bei den Vorbereitungen zu helfen. Durch diese Tätigkeit ist sie zunächst vor ihrem eigenen Weitertransport geschützt.

Das Kindermädchen

Als Teil des Familienprojektes wird von den Eltern ein tschechischsprachiges Kindermädchen eingestellt. Da im Elternhaus der Autobiografin vornehmlich Deutsch gesprochen wird und die Eltern ihrer Tochter ein aufgeklärtes multinationales überreligiöses Weltbild vermitteln wollen, gehört das Erlernen der tschechischen Sprache zum beabsichtigten Erziehungskontext. Die Bindung an die tschechische Heimat wird durch das Beherrschen einer der bedeutsamen Landessprachen erhöht. Gleichsam vereinfachte die tschechische Sprache die z.T. überlebenswichtige Kommunikation in Theresienstadt, da sich der Hauptteil der Insassen aus tschechischsprachigen Tschechen aus Böhmen und Mähren zusammensetzte. Daneben wurde das Konzentrationslager auch von tschechischen Gendarmen bewacht. Möglicherweise mag mit dem Spracherwerb auch die Bindung an das Familienprojekt hinsichtlich des Verbleibs der Autobiografin in der Tschechoslowakei nach ihrer Befreiung zusammenhängen.

Ihre eigenen Kinder sind dreisprachig aufgewachsen (deutsch, tschechisch und russisch) und als Ausdruck ihrer undogmatischen und liberalen Weltsicht fügt sie in der Erzählung hinzu, dass ihre Kinder wissen, wobei es sich um eine Synagoge handelt, und auch welche Funktion eine Kirche erfüllt,

wodurch sich der Kreis des einstigen liberalen Familienprojektes geschlossen hat und möglicherweise als Familientradition den weiteren Generationen mit auf den Weg gegeben wird.

Neubeginn mit Schule und Bildung

Als wesentlicher Teil des Familienprojektes gilt die Bildung der Autobiografin. Neben der tschechischsprachigen Schule wurde der Autobiografin ein erfolgbetontes Aufstiegsschema delegiert, das in seiner Abstraktion nicht durch eine klassische Schulkarriere erfüllt wird, sondern aufgrund der Verfolgungserfahrung und der Sozialisation in Theresienstadt einen Bruch erleidet, der in den späteren Bildungsbemühungen als ständige Kompensation für das alleinige „Büßen“ im Konzentrationslager verstanden werden kann. Die Tatsache, dass die Autobiografin ohne ihre Eltern nach Theresienstadt deportiert wurde und sie die Ohnmacht ihrer Eltern ertragen musste, die sie nicht vor dem Erleiden der Deportation und ihrer Folgen schützen konnten, gereichte bei ihr schließlich zu einem konsequenten Fortsetzen der Bemühungen um zunächst schulischen und anschließend beruflichen Erfolg. Als ersten großen Schritt erweist sich das erfolgreiche Ablegen der Abiturprüfungen, die die Demütigung nach dem Absolvieren der Aufnahmeprüfung für das Gymnasium mit dem anschließenden Schulverbot aus den Anfängen der Verfolgungszeit in Genugtuung umzuwandeln ermöglichte. Die Aufnahme des musikwissenschaftlichen Studiums an der Universität Prag folgte alsbald und die berufliche Karriere erscheint in der erzählerischen Darstellungsabfolge und -absicht als geradezu nachträgliche Rehabilitation der Familientragödie durch eben sie selbst, die die Deportation nach Theresienstadt erleiden musste. So erfährt die Autobiografin sozusagen in Form einer Selbstrehabilitation die Erfüllung des Familienprojektes und die Genugtuung, das eben selbiges nicht von den Nationalsozialisten zerstört werden konnte. Somit scheint die Verfolgungswirklichkeit von der Bildungswirklichkeit überlagert zu sein, d.h. die Verfolgungserfahrung, die wahrgenommen und erinnert wird, ist weiterhin präsent und wird durch das Handlungsschema „beruflicher Erfolg“ überlagert, dessen Grad durch den Grad der Erleidenserfahrung bestimmt und gelenkt wird.

Nicht-Opfer-Status

Das biografische Schema des Nicht-Opfer-Sein-Wollens offenbart sich in den fortlaufenden Relativierungsbemühungen der Autobiografin hinsichtlich ihrer Erleidensgeschichte im Holocaust. Zum einen drückt sich dies in dem Betonen ihres privilegierten Mischlingsstatus aus, der sie vor den Weitertransporten geschützt habe („zum Glück bin ich nicht weitergegangen“) und auch in der Form ihrer individuellen Erinnerungsdynamik. In dieser wird die Zeit der Verfolgung, der Deportation und die Zeit in Theresienstadt als kollektiv-erlittenes Erleiden erinnert, d.h. das Erleiden ist nicht alleine ihr zugestoßen, sondern einer großen Anzahl von Personen, denen sie sich zugehörig gefühlt hat resp. denen sie als Gruppe zugeordnet wurde. Damit wird das Erleiden entpersonalisiert und der Erleidensdruck von ihrer individuellen Erleidensbiografie abgesondert, was das Ertragen der Folgetraumata erleichtert, aber auch die Gefahr einer Form von kritischer Verdrängung in sich birgt, die das Erlebte nicht verarbeitet, sondern als ständige Wiederholung erneut erlitten werden muss. Dahingegen wird die Zeit vor und nach dem Holocaust individuell erinnert, d.h. die Autobiografin nimmt sich in der Erinnerung als eigenständig handelnde Person wahr, die selbstbestimmt und autonom denkt und handelt bzw. sich als Kind in einer entsprechenden Umwelt sozialisiert. Dies beinhaltet einerseits die „schöne Kindheit“ und andererseits das Erfüllen des Familienprojektes nach ihrer Befreiung, dessen Erfolg mit der Botschaft intendiert ist, dass nach außen hin sichtbar gemacht werden soll, dass die Zeit der Verfolgung und des Holocausts keine biografisch-relevanten Hindernisse für den weiteren Lebensverlauf hinterlassen hat. Die Mission zur Erfüllung des Familienprojektes war nur in der Tschechoslowakei möglich, da ein Teil der Durchführung mit dem Erwerb und der Anwendung der tschechischen Sprache als Teil einer multinationalen tschechischen Identität verbunden war resp. ist. Der Verbleib der Autobiografin in der Tschechoslowakei nach ihrer Befreiung markiert somit einen Meilenstein in der Realisierung des familienbiografisch relevanten Auftrages, der in seiner gesamtbiografischen Funktion ihre Relativierungsbemühungen durch die Überlagerung mit einer Verlaufskurvendynamik - neben der Bearbeitung der Traumata - manifestiert und somit keine Alternative mit der Beschäftigung

ihrer Erleidensbiografie zulässt. Auch die Tatsache, dass sie aufgrund ihrer Religion nach Theresienstadt deportiert wurde, bleibt zum einen dahingehend zu relativieren, dass Religiosität in der bisherigen Familienrahmung keine primär identifikatorische Bedeutung besaß. Zum anderen würde, z.B. im Rahmen einer Emigration Israel, die Bedeutung ihrer Religion im Bewusstsein präsenter abgelegt sein, da das Selbstverständnis des „Judenstaates“ u.a. in der Religion und der jahrhundertlange Verfolgungsgeschichte begründet liegt. Damit bleibt die Dynamik der negativen Verlaufskurve als Motor ihrer biografisch-relevanten Verdrängungsarbeit stabil und besitzt jedoch eben in der Form ihrer Relativierung einen Bezugsort zu den vergangenen und gegenwärtigen Lebensentwürfen, deren Realisierungspotenzial eben erst aus den Relativierungsbemühungen entsteht. D.h., dass die identitätskritischen Balanceakte zwischen personaler und sozialer Identität nicht nur allein in dem Verdrängen der Erleidensbiografie, sondern in ihrem wahrscheinlichen Gelingen durch das Relativieren ihrer in der Erinnerungsaufschichtung abgelegten Erfahrungen zu suchen sind. Die Verlaufskurveneskulation wird damit nicht nur abgeflacht, sondern darüber hinaus werden die zur Erfahrung geronnenen Erlebnisse der Autobiografin als Opfer des Holocaust zu einem biografisch grundlegendem Orientierungsmaßstab angewendet, der es ihr ermöglicht, eine Vorher-Nachher-Perspektive einzunehmen, durch die gerade nicht nur die Erfahrungen aus dem Holocaust mit denjenigen aus der Zeit vor der Verfolgung, sondern eben auch die Handlungsabsichten und Erfahrungen nach der Befreiung mit den Erleidenserfahrungen aus dem Holocaust in ein Verhältnis gesetzt werden. Der Spielraum der Autobiografin bei der Realisierung ihrer Handlungsabsichten für die Zeit nach der Befreiung scheint bei dieser Betrachtung sehr schmal zu sein und doch entspricht der Wunsch, nicht als Opfer betrachtet und nachträglich stigmatisiert zu werden, jener Form der Selbstidentifizierung als Opfer, die einer Form von Traumatisierung entspricht, die die eigenen Handlungsrealisierungen dahingehend einschränkt, als dass das Familienprojekt erfüllt werden muss, aber eröffnet darüber hinaus auch noch jene Freiheit, die es ermöglicht das Erlittene zu relativieren und es damit betrachten müssen, um es schließlich zu verdrängen. Der Wunsch nach einem unbeschädigten Leben ruft auch

hier jene Vermutung wach, die es ihr gestattet, ihren beruflichen und gesellschaftlichen Erfolg eben nicht trotz sondern wegen Theresienstadt zu erklären. Das setzt die Realisierung voraus, dass es Theresienstadt überhaupt gab und dass sie ein Opfer des Holocaust war und einen Teil ihrer Lebenszeit im Konzentrationslager verbringen musste. Gleichzeitig ist die Autobiografin bemüht, diese Zeit ungeschehen zu machen und sich nicht mit ihrem Erleiden auseinandersetzen zu müssen. Und doch benötigt sie die scheinbare Kraft, die sie aus ihren konstruierten Wirklichkeiten – die primär der Entledigung und nicht der Beschäftigung mit ihrem Opferstatus dienen – hinsichtlich ihrer Zeit im Holocaust und speziell aus der Zeit in Theresienstadt zu ziehen vermag. Dabei deutet sich ein biografisches Leitmotiv an, das sie als in allen Lebenslagen privilegiert zu identifizieren vermag. Doch eben das, was sie in der Erzählung über Theresienstadt für sich als Privileg herzuleiten vermochte – ihren Status als „Mischling“ –, war genau der Grund, warum sie überhaupt und dazu noch als einzige ihrer Familie in das Konzentrationslager deportiert worden war. In Theresienstadt war sie dann als Bewohnerin des Kinderheims privilegiert und überhaupt schien es ein Privileg zu sein, nach Theresienstadt und nicht in ein anderes Lager deportiert worden zu sein. Dabei war sie dann doch durch ihren Status als „Mischling“ privilegiert. Dazu zählt auch das Privileg, dass sie, im Gegensatz zu dem Gros der Insassen, noch Menschen, in ihrem Fall die Eltern, außerhalb des Lagers hatte, die sich um sie sorgten und ihr Lebensmittel schicken konnten. Die Hervorhebung dieser identitätsrelevanten Orientierungsfolie deutet darauf hin, dass sie sich einerseits durchaus als Opfer versteht, gleichzeitig aber als privilegiertes Opfer, sozusagen als Opfer zweiter Klasse, dem es im späteren Leben von Vorteil war, nicht in irgendein Lager, sondern in das Konzentrationslager Theresienstadt deportiert worden zu sein. Die Ausprägung des Deutungsgrades Opfer oder Nicht-Opfer liegt in der jeweiligen gegenwärtigen psychischen Verfasstheit und einer möglichen entsprechenden Darstellungsabsicht während des Interviews und gesamtbiografisch betrachtet in der Fähigkeit zur Herstellung von Ich-Identität. Dabei wird das Bemühen zur Balance von personaler und sozialer Identität durch ständiges Begehren zur Entdramatisierung des Opferstatus' bestimmt. In diesem Kontext bewegt sich auch ihr Dilemma von Schuld und

Verurteilung ihrer Eltern. Einerseits fühlt sie sich schuldig, ihren Eltern Sorgen gemacht zu haben, weil sie die einzige war, die deportiert wurde und andererseits empfindet sie Wut gegenüber ihren Eltern, weil sie von ihnen allein gelassen wurde. Doch aufgrund der Tatsache, dass die Eltern nicht deportiert worden waren – was nicht bedeutet, dass sie sich in Freiheit befanden – waren diese in der Lage, ihr den privilegierten Mischlingsstatus und das Zusenden der Lebensmittelpakete nach Theresienstadt zu sichern. Auch hier bemüht sich die Autobiografin um eine relativierte Auffassung, die wiederum ihre Erleidensgeschichte zu marginalisieren versucht: „Zum Glück bin ich nicht weitergegangen“. Sie weiß der Dynamik der Verlaufskurvenentwicklung und ihrer Fremdbestimmung durch die Traumata immer etwas entgegenzusetzen. Gleichzeitig entstehen in der ständigen Abwehr der Retraumatisierung durch ihr Streben nach Erfolg und Anerkennung, letztlich nach Erfüllen des Familienprojektes, hohe biografische Kosten, die sich in den physischen und psychischen Bemühungen um Aufrechterhaltung von Ich-Identität, u.a. in der Prozessstruktur „beruflicher Erfolg“, offenbaren.

Verlaufskurveneskalation

Die Verlaufskurveneskalation ist von kontinuierlichen Verlusterfahrungen der Autobiografin begleitet, denen zunächst kompensatorisch nichts entgegengesetzt werden kann, da das Netz der Verluste sowohl auf der Zeitschiene als auch vom Grad ihrer Involviertheit in die nationalsozialistische Verfolgungsmaschinerie und ihrer antisemitischen Gesetze stetig engmaschiger zu werden scheint. Durch die alltäglichen Verschärfungen der Gesetze und Ausgrenzungserfahrungen wird die Bedrohung regelrecht antizipierbar, sie rückt immer näher und sie kann von der Autobiografin buchstäblich dabei beobachtet werden, wie sie von ihr eingeholt wird (z.B. „und Freundinnen sind abtransportiert worden“). Dabei erfährt sie Verluste sowohl als direkt Betroffene, als auch als sekundär Betroffene, z.B. durch die zweimalige Enteignung des väterlichen Betriebes. Daneben erlebt die Autobiografin die stetige negative Verstärkung des Verlaufskurvenpotenzials sowohl außerhalb als auch innerhalb der

elterlichen Wohnung. Die Bedrohung setzt mit der Ausgrenzung in der Schule durch ihre Mitschüler ein und setzt sich durch die Zerstörung einer Fensterscheibe der elterliche Wohnung, ausgelöst durch einen Steinwurf, fort. Es folgen das Schulverbot, der Umzug, schließlich der Verlust der Großeltern im Jahre 1941 und der Verlust ihres Hundes, einem Symbol kindlicher Geborgenheit, aufgrund einer behördlichen Anordnung. Mit ihrer Deportation nach Theresienstadt und der dortigen Bedrohung einer Weiterdeportation in ein Vernichtungslager, gelangt die Eskalation der Verlaufskurve zu einem Höhepunkt. Nach ihrer Befreiung, mit dem Sich-Durchschlagen zu den Eltern und der erneuten Enteignung des Vaters durch das kommunistische Regime in der Tschechoslowakei stagniert die Verlaufskurvenentwicklung, die mit dem Bestehen der Abiturprüfung und dem Beginn des Studiums abflacht. Ihr Studium der Opernregie und die anschließende Enttäuschung darüber, dass sie in diesem Fach keine Beschäftigung findet und erneut ausgegrenzt wird („weil man nirgends eine Frau wollte“), führt nicht zu einer erneuten Verlaufskurveneskalation, sondern die Verlaufskurve verharrt auf sehr niedrigem Niveau, die in den zuvor beschriebenen Relativierungs- und Marginalisierungsbemühungen der Autobiografin begründet liegen.

Befreiung, der Weg nach Hause und in das weitere Leben

Die Zeit in Theresienstadt markiert für die Autobiografin nicht nur ein Vorher-Nachher-Schema in ihrer Biografie, sondern markiert auch die Wandlung eines jungen wohlbehüteten Mädchens zu einer jungen Frau. Das mit naiver Pfadfinderromantik das Elternhaus verlassende Mädchen, zweifelsohne auch um die Abschiedssituation zu entdramatisieren, gelangt in eine nahezu totale Institution, die ihr, in ihrer späteren Wirklichkeitsdeutung über ihre Zeit im Theresienstädter „Kinderheim“, „viel gegeben hat“. Die in der Darstellungsabsicht in der Erzählung kontinuierlich auftretenden Betonung ihrer wirklichkeitsschaffenden Privilegiertheit in Theresienstadt wird von einer moralischen Überlegenheit begleitet, die es ihr ermöglicht eine identitätsstiftende Differenzierung zwischen den Tätern und ihr selbst vorzunehmen und gleichzeitig damit eine Distanz zu schaffen, die die

Tätermoral von den eigenen, bereits entwickelten oder sich zu entwickelnden Werten und dem eigenen moralischen Selbstverständnis unterscheidet. Hinter diesem identitätsstiftenden Lernprozess verbirgt sich eine folgenreiche Entwicklung, die im Rahmen von Reflexion, Selbstvergewisserung und Abgrenzung eine individuelle persönliche und soziale Identität zur Folge hat, deren forcierte Entstehung einen im entwicklungspsychologischen Kontext vergleichsweise frühe Auseinandersetzung mit dem Phänomen „Ich und die Anderen“ sowie dem eigenen Weltverständnis, mit dem Phänomen Tod und den Aspekten Einsamkeit, Verlust und Trauer ausgelöst hat.

In der Zeit zwischen ihrer Befreiung in Theresienstadt und der Wiederaufnahme ihres Schulbesuchs in Troppau offenbart sich für die Autobiografin eine Zwischenwelt zwischen dem Vorher und dem Nachher und markiert eine für sie neue Zeitrechnung, die mit der Bürde der Erfüllung des Familienprojektes als biografische Aufgabe als Orientierungsfolie über ihr weiteres Handeln liegt. Während die deutschen Militärs in Theresienstadt noch kurz vor ihrer Flucht vor der Roten Armee Insassen erschießen, kommen bereits die ersten Todesmärsche im Lager an, die die Quote der Toten rapide erhöhen. Auf der anderen Seite werden Hitlerbüsten auf die Straße geworfen und in Theresienstadt – dabei die Nationalhymne singend - die tschechische Flagge gehisst. Die Ereignisse überschlagen sich und im Gegensatz zu den meisten anderen Überlebenden kennt die Autobiografin ein Ziel, das sie nach ihrer Befreiung anzusteuern weiß: Ihr Elternhaus. Ihr Wunsch, endlich das Lager zu verlassen zu können, ist so handlungsleitend, dass sie sich über die Quarantänevorschriften hinwegsetzt und sich mit einer kleinen Gruppe ehemaliger Insassen eigenverantwortlich auf den Weg in die Freiheit macht. In der Erzählung folgen in dieser Phase eine Reihe von Anekdoten und Beispiele ihres Selbstbewusstseins und ihrer Reife. Dabei stellt die Autobiografin ihre individuellen und autonomen Handlungsrealisierungen dar, derer sie zuvor beraubt wurde und die sie sich nach der Befreiung aus dem Lager wieder anzueignen weiß. In der erzählerischen Darstellungsabsicht leitet sie damit die Phase des als individuell erinnerten Erfahrungsfokus ein, der die Erleidensbiografie ablöst und die Erfolgsbiografie einführt. Dabei greift sie zunächst nicht auf Erfahrungsfragmente aus der Zeit vor der Verfolgung zurück, sondern haftet

sich streng chronologisch an die Ereignisse auf dem Weg nach Hause. Erst als sie den Schulbesuch wieder aufnimmt, gelingt es ihr, die Leiderfahrungen im gelebten Leben zu marginalisieren und in der Erzählung zu relativieren. Dazu gehört auch die verhaltene Vater-Tochter-Beziehung, die ihr in der Suche nach gelebter Normalität und wiedergewonnener Würde entgegensteht. Der Vater, als gedemütigter niedergeschlagener Mann, bleibt ihr fremd. Seine Vorbildfunktion hatte er für sie bereits zuvor verloren. Somit hält ihr der Vater, in den Augen der Autobiografin, ständig sowohl die verlorengangene Zeit ihrer „schönen Kindheit“ vor Augen als auch die Auswirkungen des nationalsozialistischen Regimes, das ihren Vater mit Berufsverbot belegte, ihn zum Straßenkehrer degradierte und der bei ihrer Ankunft in einem Krankenhaus versorgt wird. Gleichzeitig verweist das elendige Bild ihres Vaters auf die Zeit der Verfolgung, mit der sie sich nur noch randständig beschäftigen möchte resp. kann. Ganz im Gegensatz dazu die Mutter, die ihre Tochter freudig begrüßt und nicht nur ihren Mann im Krankenhaus pflegt, sondern darüber hinaus auch weitere Patienten versorgt. Die Stärke der Mutter gereicht der Autobiografin zum Vorbild. Mit der zweiten Enteignung des Vaters, diesmal vom kommunistischen Regime in der Tschechoslowakei, scheint endgültig ein gebrochener Mann aus ihm geworden zu sein. Gleichzeitig beginnt in der Tschechoslowakei ein von den neuen Machthabern, aus politisch-dogmatischen Gründen, gesteuertes Schweigen und Umdeuten der nationalsozialistischen Besatzungszeit und der daraus resultierenden Marginalisierung der jüdischen Opfer. Mit dieser Erklärung versucht die Autobiografin sich ihr individuelles als auch das gesellschaftliche Schweigen über den Holocaust resp. ihre dogmatische Rezeption in der Tschechoslowakei zu plausibilisieren („weil das kommunistische Regime (...) sie haben sich damit überhaupt nicht befasst“). Dies kam ihrem Wunsch nach Marginalisierung ihrer Erfahrungen im Holocaust sehr entgegen, ohne jedoch mit der neuen Diktatur paktieren zu müssen. Dabei war der Holocaust immer allgegenwärtig, sowohl in der politischen und gesellschaftlichen Landschaft der Tschechoslowakei, die daraus ihr vermeintlich antifaschistisches Selbstverständnis begründete und gleichwohl bei der Autobiografin, die sich zum einen gegen dieses Zerrbild zur Wehr setzen musste, damit ihre Erfahrungen als Jüdin nicht in einer

unbedeutamen Relativierung untergingen und zum anderen als jene, die für sich das Recht in Anspruch nahm, dass nur sie allein ihre Geschichte relativieren darf und dafür sich aber immer wieder ihre Erfahrungen vor Augen zu führen hatte, die ihr große psychische Probleme bereiteten, für die sie aber kein geeignetes Mittel sah, sich mitzuteilen und ihre Erfahrungen konstruktiv in ihr Leben zu integrieren. Allerdings hätte auch die intensive Beschäftigung mit ihrer Geschichte die Marginalisierungsbemühungen konterkariert und somit blieb die Autobiografin in einem Dilemma zwischen dem Bemühen um eine biografisch randständige Bedeutung ihrer Erfahrungen im Holocaust und dem Wunsch nach Anerkennung ihrer Leistungen trotz ihrer Erlebenszeit im Konzentrationslager. Erst als die politischen Veränderungen in den Jahren 1989/1990 die Demokratisierung der Tschechoslowakei ermöglichten, bekam die Autobiografin, gemäß ihrer erzählerischen und argumentativen Darstellung im Interview, die nötigen Impulse, um ihre Lebensgeschichte zu reflektieren, weil „man jetzt immer gefragt wird“. Als gesellschaftlich etablierte Persönlichkeit, die nicht nur in den musikwissenschaftlichen Kreisen der Tschechoslowakei durchaus ihren Namen hatte, wurde die Autobiografin mit einem Interesse an ihrer Person und ihren Erfahrungen aus dem Holocaust konfrontiert. Dabei ist zu berücksichtigen, dass das Schweigen, auch ihr persönliches Schweigen, in der kommunistischen Tschechoslowakei nicht den Grad der Relevanz besitzt, welcher wiederum in der postkommunistischen freien Gesellschaft das Thematisieren einer scheinbar vergangenen Vergangenheit aufweist. D.h. ihr selbstaufgelegtes Schweigen, bedingt auch durch ihre Traumatisierung, hat weitaus weniger mit dem gesellschaftlichen Schweigen in der Tschechoslowakei zu tun, als das spätere Darüber-Reden und auch das persönliche Thematisieren durch Erzählungen und Berichte als auch durch eigenindividuelles Reflektieren und Aufspüren verlorengangener Bedürfnisse und Wünsche, die durch die traumatischen verlustreichen Erfahrungen im Holocaust verschüttet worden waren.

Der Sinn des Lebens

In der Bilanzierungssequenz des Interviews komprimiert die Autobiografin ihre bisherigen Erfahrungen, Erinnerungssequenzen und biografisch relevante Evaluationen zu eigentheoretischen Kommentaren, die die gesamtbiografische Gemengelage zu einem sinnvollen Bild eines gelungenen Lebens zu formen beabsichtigt. Die Tatsache ihres Überlebens, der Verbleib in der Tschechoslowakei, die Hingabe zur Musik, die Heirat, die eigenen Kinder und die Enkelkinder offenbaren das vordergründige Gelingen eines ereignisreichen Lebens, das, wäre es nach dem millionenfachen Willen der nationalsozialistischen Deutschen gegangen, nicht hätte stattgefunden. Die Hochzeit mit einem russischen Emigranten, der „auch so einen Hintergrund gehabt hat“, war ebenso wenig ein Zufall wie die mehrsprachige Erziehung und liberale multireligiösen Aufklärung ihrer Kinder. Den posttraumatischen und emotionalen Belastungen versucht(e) die Autobiografin durch ein Lebenskonzept zu entkommen bzw. diesen starken Störungen etwas entgegenzusetzen und vielleicht sogar aus den Erfahrungen Wert zu schöpfen. Als generationenübergreifende Mission besteht das von der Autobiografin zu erfüllende Familienprojekt bei ihren Kindern und sogar bei ihren Enkelinnen weiter. Die von der Autobiografin beschriebene Besonderheit ihrer Biografie bleibt als Familienbiografie sichtbar: „(...) spüren wir alle, wenn wir uns so treffen, dass gewisse Sachen sind für uns wertvoller als für andere Familien.“ Das Überlebthaben der Autobiografin transportiert den Sinn des Daseins im Dasein überhaupt auf den Rest der Familie, denn hätte sie nicht überlebt, wären die nachfolgenden Generationen nicht existent. Dabei haben sich auch familieninterne Leitsprüche etabliert, die in den Erfahrungen der Autobiografin begründet liegen, so z.B. sinngemäß, dass es besser ist, sich nicht zu fürchten, da man ansonsten noch mehr „getreten“ wird. Gleichzeitig übernimmt sie diese Leitgedanken in die Arbeitswelt des Theaters, wo sie Schwierigkeiten und Probleme damit bewältigen konnte, dass sie sich bewusst machte, dass es bei diesen Angelegenheiten nicht um eine Frage von Leben und Tod handeln würde. Und schließlich sei das Leben ein Geschenk, was nicht selbstverständlich sei und was sie in Theresienstadt und aus den damit verbundenen Erfahrungen gelernt zu haben glaubt. Das führt im

Interaktionsverständnis dieser Arbeit dann auch zu realen Konsequenzen, wie es in der Biografie der Autobiografin abzulesen ist. Dies macht ihr Verständnis über den Sinn des Lebens spezifisch aus: „Erstens, dass man lebt und zweitens, dass man eine Familie bildet und Kinder bekommt und erziehen kann.“

Biografische Projekte und Prozessstrukturen

Als die beiden dominanten Prozessstrukturen in der Gesamtbiografie von Frau H. sind zum einen die Prozessstruktur der Verlaufskurve und zum anderen die Prozessstruktur der identitätsrelevanten Bemühungen um ein Leben in „Normalität“ zu identifizieren. Diese beiden Prozessstrukturen weisen dabei konditionelle Relevanzen auf, wobei die Prozessstruktur „Normalität“ als sekundäre Verlaufskurvenentwicklung und hinsichtlich der Erfüllung des Familienprojektes der Autobiografin als „positive“ Verlaufskurventransformation bezeichnet werden kann. Diesen Sachverhalt möchte ich im folgenden erläutern:

Die durch fortschreitende Stigmatisierung, Ausgrenzung, Verfolgung und schließlich durch die Deportation nach Theresienstadt eskalierende Verlaufskurvenentwicklung und die daraus resultierende Aushöhlung der Reziprozitätsgrundlagen der Autobiografin wird nach ihrer Befreiung durch die Etablierung einer sekundären Verlaufskurvendynamik abgelöst, die jedoch ihren Ursprung in der vorherigen Verlaufskurvenausbildung findet. Diese sekundäre Verlaufskurvenentwicklung spaltet sich zwei Ursachen auf, die sich zum einen in den Bemühungen um ein Leben in „Normalität“, d.h. um ein biografisch-relevantes Projekt der Enttraumatisierung und Marginalisierung hinsichtlich der auf der Ebene von Erfahrung und Wirklichkeit konstruierten bisherigen Lebensgeschichte befindet und zum anderen auf das damit konditionell durchdrungene unumgängliche Verfolgen und Erfüllen des Familienprojektes, das ich bereits zuvor ausführlich beschrieben habe. Neben den individuellen innerpsychischen Interaktionspostulaten der Autobiografin findet durch das rigide und auf Fremdbestimmung ausgelegte doktrinäre Regime der kommunistischen Tschechoslowakei eine systematische Einengung des Freiheitsspielraums

für verantwortliches und autonomes Handeln durch die konditionelle Verkettung der Ereignisabläufe statt. Dabei wird die Erleidensverlaufskurve aus der Zeit des Holocaust zu einer Anpassungsverlaufskurve in die Zeit des späteren Lebens in der kommunistischen Tschechoslowakei transformiert, wobei zu berücksichtigen ist, dass bereits eine erste Anpassungsverlaufskurve – eingebettet in die Erleidensverlaufskurve – in Theresienstadt aktiv war. Das in Theresienstadt gelernte und aktiv angewendete Verhalten von sekundären Anpassungsstrategien, die zum Überleben beigetragen haben könnten, wurde in die zum Teil fremdbestimmte spätere Lebensphase übernommen. Zudem bleibt der frühkindliche Wunsch nach „Abenteuer“ in der Zeit im elterlichen Hause unerfüllt und wird erst durch den Beginn ihrer eigenen Verfolgungsgeschichte aufgelöst. Die Ansprüche, die vom Elternhaus an die Autobiografin gestellt werden, kann sie in ihrer späteren Karriere insbesondere stellvertretend für die Mutter erfüllen, indem sie deren Unzufriedenheit über ihre unerfüllte musikalische Karriere auszugleichen versucht. Gegen diese Bürde des aufstiegsorientierten (beruflichen) Handlungsschemas opponiert die Autobiografin nicht und ratifiziert damit die handlungsschematischen Impulse, mit denen sie zum einen die Dynamik ihrer Verlaufskurve kontrollieren und zum anderen die familiäre Niederlage mit ihrem beruflichen Handlungsschema wettmachen möchte. Die dazu förderliche Strategie der Marginalisierung traumatischer Erfahrungssegmente beinhaltet ihre Wirklichkeitsdeutungen aus und über die Zeit der Verfolgung, die sich in ihren Interaktionspostulaten der Idealisierung, der sekundären biografischen Gewinne und der utilitaristischen Handlungsziele offenbaren. Der Mangel an Rollendistanz, d.h. die Bedeutung posttraumatischer Relevanzen für die individuelle biografische Handlungsorientierung und das Bemühen um „Normalität“ beschreibt ein lebenslanges Dilemma der Autobiografin, das sich in oszillierenden Erleidens- und Anpassungskurven präsentiert. Dabei besteht eine ständige Diskrepanz zwischen ihrer Darstellungsabsicht in und innerhalb der Erzählung mit ihren eigenen Wirklichkeitskonstruktionen sowie mit der eigenerlebten Geschichte. Diese Wirklichkeitskonstruktion fungiert als Integrationsleistung zur Vorbeugung identitätsdiffuser Konflikte. Die daraus entstehenden Handlungskonsequenzen sind somit – unabhängig von der

erzählerischen Darstellungsabsicht – das gelebte Leben und die Biografie der Erzählerin. Vice versa entsteht diese gelebte Wirklichkeit durch das erzählte Leben als Resultat symbolisch konstruierter Wirklichkeit. Das gelebte Leben – die Biografie – ist somit das sich ständig verändernde Resultat von Ereignissen, ihrer Deutung und den daraus entstehenden Wirklichkeiten, die durch ihre Handlungsrelevanz identitätsschaffende Bedeutung konstruieren.

Die biografischen Ereignisse, die das gelebte Leben in einer Ereigniskette begleiten, repräsentieren sich in dem erzählten Leben in symbolischer Form. Wenn wir unsere eigene Autobiografie betrachten, so haben wir bereits vieles „vergessen“ – sowohl z.B. ein spezielles Ereignis als auch die mittelbare und unmittelbare Veränderung unseres Blickes auf uns selbst und die soziale Welt. Da wir tagesaktuell funktionieren (müssen), erscheint dieses „Vergessen“ zunächst als eine sinnvolle Strategie des Überlebens. Auf den zweiten Blick offenbart sich allerdings die Kontinuität biografischer Ereignisse, die in der Erfahrungsaufschichtung der Autobiografin eben auf jene biografischen Projekte von scheinbar primären kognitiven Handlungsabsichten verweisen. Dabei bleibt das eigenkommunikative innere Gedächtnis, das das Selbstbild konstruiert, mit den originären Motivationen für das individuelle Handeln auch den traumatischen Erfahrungen gegenüber in jener Weise unvergänglich, wie und mit welcher Konsequenz die Autobiografin identitätsrelevante Integrationsarbeit der biografischen Ereignisse leistet. Die Konstruktion von Wirklichkeit unterliegt einem ständigen Wandel und ist wesentlich vom impliziten Gedächtnis abhängig, d.h. von jenen Gedächtnisstützen, die außerhalb unserer Person liegen. In einem der ersten für die Autobiografin befremdlichen Ereignis nach ihrer Befreiung ist die Begegnung mit der Zugfahrkartenverkäuferin zu betrachten. Die für sie geradezu absurde Konfrontation mit der „Außenwelt“ führt zu der Verwunderung, „drei Kilometer von dem Lager“ und unmittelbar nach dem Verlassen Theresienstadts eine Zugfahrkarte kaufen zu müssen. Das ehemals – also aus der Zeit vor der Verfolgung - banale Ereignis des Erwerbs einer Fahrkarte generiert zu einer Grotteske. Doch schließt sich unmittelbar in dieser Situation eine Wendung an, die als Anknüpfungspunkt für das Verfolgen des Familienprojektes gilt. Indem sie sich und ihren

Begleitern mit dem Geld, das die Mutter als Jackenknöpfe getarnt ihrer Tochter mit auf den Weg nach Theresienstadt gegeben hatte, kauft die Autobiografin die notwendigen Fahrkarten. In ihrer Darstellungsabsicht inszeniert sie sich als handlungs- und problemlösungsfähige Person, die – nicht trotz sondern wegen Theresienstadt – diese Fähigkeiten erworben hat und somit versucht sie ihren Status als Opfer – ob selbst- oder fremd zugeschrieben – zu marginalisieren. Diese Bemühungen, als eine Person wahrgenommen zu werden, die eben nicht auch noch nach ihrer Befreiung als Opfer stigmatisiert werden will, führen zu jener Marginalisierungsstrategie, die als Handlungsmuster biografische Relevanz besitzt und zu dem Umkehrschluss führt, dass für die Autobiografin der „Vorhof zu Hölle“ das Konzentrationslager Theresienstadt auch ein Ort war, der ihr positive Lebenserfahrungen ermöglichte, wie sie es z.B. in der kollektivistischen Erziehung im Kinderheim erfahren hat resp. wie sie es in ihrer erzählten Lebensgeschichte betrachten möchte. Ihre negativen Erlebnisse, die als Auslöser der Verlaufskurvendynamik gelten können, verblasen zum einen vor dem Hintergrund des von ihr als positiv erfahrenen gelebten späteren Lebens und zum anderen verlangte die Kontrolle über die Verlaufskurvenentwicklung insbesondere nach ihrer Befreiung und während des Aufbaus neuer Handlungsplanungen und späterer Realisierungen hohe biografische Kosten, die wiederum die autonomen Handlungsmöglichkeiten einschränkten. D.h., die Bemühungen zur Erfüllung des Familienprojektes mit den Einzelprojekten Sprache, Musik und erfolgreiche Karriere bestimmten sowohl ihr Rollenverständnis innerhalb der Familie als auch auf der gesellschaftlich-sozialen Ebene, was in ihrer partiellen Befremdlichkeit gegenüber Wirklichkeitsdeutungen anderer Person zum Ausdruck kommt und die sie in eigentheoretischen Kommentaren auf ihre Verfolgungserfahrung zurückführt. Daneben können ihre Anpassensbemühungen an die tschechoslowakische kommunistische Gesellschaft und ihr unbedingter Wunsch nach Anerkennung ihres beruflichen Schaffens zu den biografischen Kosten zählen. Das Dilemma zwischen dem Bedingungsgeflecht von dem Grad der Darstellung ihres erfolgreichen Lebens und den Bemühungen um Marginalisierung ihrer traumatischen Erfahrungen muss als ein lebenslanger Konflikt verstanden

werden, der mit seinen identitätsrelevanten Konsequenzen handlungsleitende Funktion besitzt. Dabei soll der Begriff Konflikt als eine nicht prinzipiell negativ wahrgenommene oder tatsächliche Unvereinbarkeit im Denken, Wollen und Handeln zwischen Interaktionspartnern (somit auch in der Interaktion mit dem Selbst) verstanden werden, sondern als eine biografische Chance, diese Unvereinbarkeiten sowohl auf sozialer als auch auf intrapsychischer Konfliktebene zu betrachten und als Teil des eigenen Lebens zu akzeptieren und möglicherweise als Basis für eine befriedigende Lösung und einem damit verbundenen Erkenntnisgewinn zu begreifen. Gesamtbiografisch betrachtet lebt die Autobiografin mit Beginn der antijüdischen Maßnahmen in Böhmen und Mähren im Jahre 1938 in einem ständigen Bedingungsgefüge mit dem Holocaust, der eine Verlaufskurvendynamik ausgelöst hat und mit deren Kontrolle sie sich dennoch ihr gegenüber zu verhalten hat, da der Gegenstand der Kontrolle und der Marginalisierung stets der Spiegel für die jeweilige Haltung zu ihren Verfolgungserfahrungen darstellt. D.h. eben weil sie die Zuschreibung als Opfer abzuwehren versucht, sieht sie sich als Opfer stigmatisiert und handelt entsprechend ihren Vorstellungen, wie sich ein Opfer, das nicht als solches identifiziert werden möchte, zu verhalten hat. Dieser Spannungsbogen verfügt über identitätsrelevante Handlungskonsequenzen, die für das Leben der Autobiografin entscheidende Prozessstrukturen beschreiben.